

## Akademie 2018 in Verdun

### Die Großväter im 1. Weltkrieg

Christoph Schmidt-Lellek

Mein väterlicher Großvater **Willi Schmidt**, geb. 1884, Lehrer in Allendorf / Hessen, ist bereits im November 1914 in der Marne-Schlacht gefallen. So ist mein Vater Wilhelm Schmidt, geb. 19.1.1914 in Allendorf, mit einer trauernden Witwe aufgewachsen, die ihn auch „Willi“ genannt hat. Seine Vaterlosigkeit blieb für ihn ein lebenslanges Trauma, das auch sein eigenes Vatersein und damit auch mich und meine Geschwister beeinflusst hat: Wenn ich mit ihm in eine Auseinandersetzung gehen wollte, entzog er sich mit dem Satz: „Ich hatte keinen Vater.“ Auf seinem Schreibtisch stand zeitlebens ein Foto seines Vaters in Militäruniform. Umso bedeutsamer war für ihn als ev. Pfarrer der „himmlische Vater“. Er war in den 30er Jahren Student bei Wilhelm Stählin, der immerhin in gewissem Maße ein Ersatzvater für ihn wurde.

Mein mütterlicher Großvater **Wilhelm Stählin**, geb. 24.9.1883, gest. 16.12.1975, entstammte einer jahrhundertelangen Pfarrhausstradition in Bayern. Er war Pfarrer in Egloffstein (ein Dorf 30 km von Nürnberg entfernt) und in Nürnberg, 1923 Professor in Münster und 1945 Landesbischof in Oldenburg. Er war das jüngste Kind von 11 Geschwistern, von denen 5 im Kindesalter gestorben sind; sein Vater starb, als er 2 Jahre alt war. Da seine nächst ältere Schwester 11 Jahre älter war, ist auch er quasi als Einzelkind mit einer trauernden Witwe aufgewachsen. In seinen Lebenserinnerungen „Via Vitae“ (Kassel: Stauda, 1968) berichtet er ausführlich von seinen Erfahrungen als freiwilliger Feldgeistlicher (z.T. anhand seiner Tagebuchaufzeichnungen). Zum Kriegsausbruch: „Man kann sich kaum mehr vorstellen, von welchem Rausch militärischer Kraftgefühle und patriotischer Opferbereitschaft der größte Teil des deutschen Volkes damals ergriffen wurde. Ich fuhr mehrmals nach Nürnberg, einfach aus dem Verlagen, an dem allgemeinen Erleben mehr teilzuhaben, als es in Egloffstein möglich war. Denn hier war naturgemäß nichts von vaterländischem Aufschwung oder Begeisterung zu spüren. Ich war zwar sehr entrüstet, als mir eine Bauersfrau sagte: „Dös is uns wurscht, ob uns die Franzosen oder die Russen regieren, wenn nur die Kartoffeln geraten“, aber ich konnte mir nicht verbergen, dass diese Frau nur aussprach, was gewiß sehr viele dachten.“ (S. 128f)

„Heute nach mehr als 60 Jahren könnte ich nicht mehr sagen, warum ich mich zum Dienst als ‚freiwilliger Feldgeistlicher‘ meldete. Das einfache Verlangen, ‚dabei zu sein‘, verband sich wohl mit einem gewissen Abenteuerdrang. (...) Meine Frau war viel zu sehr Offizierstochter, als daß sie versucht hätte, mich abzuhalten.“ (S. 130)

Er wurde im November 1914 einberufen, dann in Warneton, an der französisch-belgischen Grenze (südlich von Ypern) bei einer Sanitätskompanie stationiert. „Obwohl die Verwundeten und mehr noch die Kranken dankbar sind für Besuch und menschlichen Zuspruch, ist ‚unsere Aufgabe im allgemeinen weniger zu trösten als zu ermahnen und zu ermuntern‘. (...) Die ganze Lage bereitet mir sehr bald große innere Not. ‚Was soll man denn sagen? Aushalten, durchhalten, nicht müde werden?!‘ Aber das ist doch Sache der Truppenführer, nicht von uns Pfarrern! Schon nach 8 Tagen frage ich mich, ob meine freiwillige Meldung richtig war.“ (S. 132)

Weihnachten 1914: „Es herrschte völlige Waffenruhe zwischen den Fronten, so sehr, daß am Heiligen Abend sich ein deutscher Soldat von einem Schotten rasieren läßt. Auch die strengsten Verbote konnten diese weihnachtlichen Verbrüderungen nicht hindern.“ (S. 133)

März 1915. „In diesen Tagen reifte in mir der Entschluß, um meine Ablösung zu bitten, weil ich mich in meiner ganzen Art der Aufgabe, die der Kriegspfarrer hat, nicht gewachsen fühlte. (...) ‚Grauen und Ekel sind so stark, daß mir jedes Wort in der Kehle stecken bleibt.‘ Ich fühl-

te mich einfach unbrauchbar.“ Er gelangt dann in ein Kriegslazarett in Tourcoing, hinter der Front, das er als Pfarrer zu betreuen hatte.

Juli 1915 wird er mit seiner Kommandatur zum sofortigen Abmarsch an die Ostfront geschickt, nach Kielmy (Litauen), dann Mitau / Jelgava, nahe Riga, Libau (an der lettischen Ostsee-Küste) u.a., wo er mit einem Pferdewagen über ein großes Gebiet die verstreuten deutschen ev. Gemeinden und die stationierten Soldaten seelsorgerlich zu versorgen und auch Unterricht in Schulen zu geben hatte. Er beschreibt die Begeisterung für die reizvolle Landschaft und auch die Widersprüche der deutsch-baltischen Oberschicht. „Die wenigen Deutschen, fast durchweg evangelisch, wissen nicht recht, wen sie mehr verachten sollen, die (sehr zahlreichen) Juden oder die Litauer“ (S. 139).

Ende September 1917 wird er abberufen und tritt seine neue Pfarrstelle in Nürnberg an St. Lorenz an. „In den letzten Septembertagen hatte ich mich in München auf dem Kriegsministerium zu melden, um zunächst, mit einigen anderen Feldgeistlichen zusammen, einen Dienst zu übernehmen, den man politisch als notwendig und nützlich erachtete; wir sollten mit der Autorität unseres Amtes die z.Z. schon sehr schlechte Stimmung der Bevölkerung heben; wir sollten, wie es jemand ausgedrückt hat, als ‚geistliche Flammenwerfer‘ fungieren. Da ich das (...) schlechterdings nicht leisten konnte, benutzte ich die Gelegenheit, in einer Reihe von Gemeinden in Nürnberg und Umgebung von der Arbeit der Feldseelsorge zu erzählen“ (S. 156).

Zum Vergleich ein Hinweis auf den ev. Theologen und Religionsphilosophen **Paul Tillich** (1886 – 1965), der nach dem Krieg auch mit W. Stählin befreundet war: „Wie meine ganze Generation wurde nun auch ich nach einer lediglich individualistischen und vorherrschend theoretischen Existenz durch das überwältigende Erlebnis einer die Nation umfassenden Gemeinschaft gepackt. Ich meldete mich freiwillig und wurde als Feldprediger eingestellt, eine Aufgabe, die ich vom September 1914 bis September 1918 erfüllte. Schon nach den ersten Wochen war meine ursprüngliche Begeisterung vorüber. Nach wenigen Monaten war ich davon überzeugt, daß der Krieg unabsehbar lange dauern und ganz Europa vernichten würde. Überdies merkte ich, daß die Einigkeit der ersten Wochen eine Illusion und die Nation in Klassen zersplittert war. Ich erkannte, daß die Arbeiter die Kirche als bedingungslose Verbündete der herrschenden Gruppen ansahen“ (Autobiographische Betrachtungen, 1952, GW XII, S. 67). Aufgrund dieser Erfahrung begründete und unterstützte er – in Abkehr von dem traditionellen Kirchtum – die Bewegung des religiösen Sozialismus; dies war wiederum der Grund dafür, dass er unmittelbar nach der Machtergreifung Hitlers sein Amt als Philosophieprofessor an der Universität Frankfurt verlor.

In einer Biographie über Tillich wird dargestellt, dass er – durchgängig an der Westfront in Nordfrankreich, u.a. in der Schlacht um Verdun bzw. das Fort Douaumont – einerseits sehr dicht an den Kampfhandlungen war, indem er bei den Soldaten in den Stellungsgräben selbst Gottesdienste gehalten hat. Andererseits ist er mehrmals psychisch zusammengebrochen, sodass er längere Zeit selbst in Lazaretten zubrachte. Er war nicht nur Prediger, sondern auch „Totengräber“ und musste immer wieder auch Freunde begraben. „Parallel nebeneinander erlebte er zahllose individuelle Tode und den Tod einer ganzen Kulturordnung“ (Pauck 1978, S. 63). So hat er auch sein theologisches und philosophisches Denken radikal verändert; so spricht er im Dezember 1917 von dem „Paradox des Glaubens ohne Gott“ (S. 65).

(Wilhelm und Marion Pauck: Paul Tillich. Sein Leben und Denken. Stuttgart: Ev. Verlagswerk, 1978.)